

Hermannstädter Zeitung.

N^o. 176.

Erscheint täglich.
Kostet vierteljährig 2 fl. 50 kr.
Mit Postversendung
im Inland 3 fl. 80 kr. ö. W.

Mittwoch, 9. Juli 1862.

Bei Inseraten wird die
gespaltene Zeile mit 4 kr.
und die Spaltenabfuhr mit
30 kr. für jedesmaliges Ein-
schalten berechnet.

II. Jahrgang.

Zur Tagesgeschichte.

Aus dem österreichischen Reichsrathe. In der Sitzung des Hauses der Abgeordneten vom 5. Juli beantwortet Graf Wickenburg die an ihn und den Finanzminister gerichtete, auf das Triester Hafenbauproject bezügliche Interpellation dahin, daß die commissionelle Prüfung desselben noch im Gange und die Regierung daher zur Zeit nicht in der Lage ist, eine Zustimmung des Reichsrathes einzuholen. — Das Haus beräth mehrere „zu keinem der bestehenden Verwaltungszweige gehörigen Ausgaben“ im Staatsvoranschlage und genehmigt ohne Debatte die Anträge des Ausschusses. — Es folgt die Verhandlung über den neuerdings vom Ausschusse mit Rücksicht auf den Herbst-Hawelka'schen Antrag gefertigten Gesegentwurf, betreffend die Zuständigkeit der Gerichte über die Uebertretungen. Von den Uebertretungen, welche in Hauptstädten der Polizeibehörde zugewiesen werden sollen, werden auf Antrag Reichbauers die „Unsitlichkeiten“ ausgeschieden; im Uebrigen wird der Entwurf des Ausschusses ohne weitere Debatte, und sogleich in dritter Lesung angenommen. — Endlich tritt das Haus auch bezüglich der Strafnovelle den Anträgen des Ausschusses bei und beschließt mit Erledigung einiger Petitionen die Sitzung.

[Militärisches.] Zu den „Armeebudget-Ersparungen“ wurde vom Kriegsministerium verfügt, daß bei sämmtlichen Landes-General-Commanden der Stand der bei den Hilfsämtern in Verwendung stehenden Officiere, Beamten, Stabsfeldwebel und Ordonnanzen um den vierten Theil verringert wird. Die „Berechlichung“ von jenen Militärbeamten, welche bei den beweglichen Truppen oder Branchen eingetheilt sind, wird nur in dem Falle ausnahmsweise gestattet, wenn sie ihnen ganz besondere Vortheile darbietet. Zur Berechlichung ist übrigens ohne Unterschied, ob sie mit oder ohne Nachweis eines Nebeneinkommens geschehen darf, jedesmal die Bewilligung der Militär-Centralstelle erforderlich. Es wurde der Grundsatz aufgestellt, daß nur die beim Landes-Rechnungsdepot und bei den Infanterie-Depot-Bataillonen oder andern stabilen Truppenkörpern angestellten Beamten verheirathet sein dürfen.

[Gesandten-Conferenzen über die Bundesreform.] Die „Presse“ enthielt aus München den 5. Juli folgendes Telegramm: „Uebermorgen, Montag den 7. Juli, beginnen in Wien die „Gesandten-Conferenzen über die Bundesreform.“ Unter dem Vorsitz des Grafen Rechberg nehmen daran Theil: die Vertreter von Baiern, Württemberg, Sachsen, Hannover und beiden Hessen. Die „preussische“ Regierung hat die wiederholte Einladung, auch ihrerseits die Conferenzen zu beschicken, mit der Hinweisung auf ihre Antwort auf die identischen Noten erwidert, wonach sie, ohne sich an den vorgängigen Berathungen betheiligen zu können, doch sich bereit erklärt, die aus solchen Berathungen hervorgegangenen Vorschläge seinerzeit entgegenzunehmen.“

[Die „Donau-Zeitung“ gegen die „Presse“ und „Ungarischen Nachrichten“ in Betreff der Verständigung mit Ungarn.] Bekanntlich hat die „Presse“ die Meinung ausgesprochen, die Verfassungsrevision behufs einer Verständigung mit Ungarn sei bereits auf die Tagesordnung gestellt. Hierauf erwidert die „Donau-Zeitung“:

Regierungsprogramm ist die Verfassungsrevision heute nicht mehr und nicht weniger, als sie es seit jeher gewesen, nämlich als die Möglichkeit dieser Revision in den Februarpatenten begründet ist. Wir halten, fügt die „Donau-Zeitung“ bei, eine Revision nur auf dem Boden der von Sr. Majestät, dem Kaiser verliehenen Gesamtworverfassung für zulässig.

Betreffend den von den „Ungarischen Nachrichten“ gebrachten Artikel: „Zur Beruhigung“ sagt die „Donau-Zeitung“:

Die officiösen „Ungarischen Nachrichten“ halten es für angemessen, über die Erklärung des Herrn Staatsministers in Betreff

Ungarns Artikel „zur Beruhigung“ zu schreiben. Hat uns Das überhaupt überrascht, so ist der Ton noch seltsamer, in welchem die „Ang. Nachr.“ sich berufen finden, Ungarn über die Absichten des Herrn Staatsministers zu „beruhigen.“ Es ist jedenfalls eine ganz eigenthümliche Erscheinung, wenn in einem Regierungsblatte unverblümt von irgend einem letzten Endziel der Regierung gesprochen wird, welches, wenn es nöthig ist, mit oder ohne den Hrn. Staatsminister durchgeführt werden müsse. Die Februarverfassung ist auch in dem Rescripte betont, mittelst dessen der ungarische Landtag von 1861 aufgelöst wurde. Wir können uns, zumal Angesichts dieses Umstandes, kein, wenn auch noch so hoch stehendes Organ der Regierung in Ungarn denken, das sich nicht auf dem Boden der Februarverfassung befände. Die „Ang. Nachr.“ erweisen daher den Staatsmännern, deren Gedanken man in diesem Blatte zu finden sich berechtigt glaubt, keinen guten Dienst, wenn sie bezüglich des obenberührten „letzten Endziels“ sagen, demselben könne „nie und nimmer“ der Buchstabe der Februarverfassung hindernd in den Weg treten. Wir kennen nur einen einseitlichen, auf dem Boden der Gesamtverfassung stehenden Rath der Krone in Wien an der Seite Seiner Majestät des Kaisers.

[Ein Vorschlag des „Sürq.“ und eine Meinung des „Pesti Naplo“. Die ungarische Presse soll nach dem Dasürhalten Sürqöny's vor Allem die Frage erörtern, wie die 1848-er Gesetze zu revidiren seien, damit einerseits das Land zufriedengestellt sei, und andererseits wir doch das Vertrauen des Monarchen wiedergewinnen. In der Presse müsse diese Frage discutirt werden, bevor sie vor die Commissionscommissionen und vor den Landtag gelangen. Wenn aber jene Organe schweigen, so schließt der Artikel, welche der Meinung des größeren Theils der Nation die Richtung geben, so möge man nicht fordern, daß die ungarische Regierung mit solchen königl. Propositionen vor den nächsten Landtag trete, welche mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Annahme von Seite der Nation zählen können.

„Pesti Naplo“ dagegen meint, wenn einmal die Ungarn sich in das Projectiren vertieften würden, so bleibe keine andere Lösung mehr übrig, als der Eintritt in den Reichsrath. Zu einem weiteren Artikel sucht „Pesti Naplo“ seinen Lesern glauben zu machen, daß der Dualismus in den Verfassungsgelegen Ungarns entschieden ausgesprochen sei. Von dieser Ansicht weiche keine Partei in Ungarn ab.

[Israelitische Advocatur-Candidaten in Ungarn.] Die hohe königliche Tafel hat bekanntlich die Advocatur-Candidaten israelitischer Confession, welche um Zulassung zur Advocatur nachgesucht, angewiesen, sich diesbezüglich an die Gnade Sr. Majestät zu wenden. Wie nun der „Pester Lloyd“ von verlässlicher Seite vernimmt, hat Seine Majestät die Zulassung der acht jüdischen Petenten zur Advocatur gestattet, und ist die Allerhöchste Entschließung bereits hierorts eingelangt.

[Englische Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.] Die „Ungarischen Nachrichten“ bringen folgende Mittheilung aus London vom 30. v. M.: Die Bildung der Englisch-Donau-Schiffahrts-Gesellschaft ist jetzt vollendet. Nach dem Prospect soll das Capital nicht mehr als 220.000 Livres betragen und durch Actien à 10 Livres aufgebracht werden. Die Firma des Unternehmens wird sein: Anglo-Danubian Steam Navigation and Colliery Company. Die serbische Regierung hat auf fünf Jahre eine Subvention von 4000 Pf. Str. jährlich bewilligt und daneben verschiedene exclusive Privilegien zugesichert. Auch eine Concession zur Ausbeutung von Kohlengruben.

[Aus Warschau.] Ueber die Verwundung des Großfürsten Konstantin wird gemeldet, daß die Kugel das linke Schlüsselbein gestreift habe.

Ein Warschauer Correspondent der Schlesischen Zeitung bringt Details über die am 2. d. M. um 5 Uhr Abends auf dem Petersburger Bahnhof der Vorstadt Praga erfolgte Ankunft des Großfürsten

Konstantin. Es hatte sich auf dem Bahnhofe eine zahlreiche Menschenmenge eingefunden, welche bei Ankunft des Großfürsten „ihre Freude dadurch äußerte, daß sie Nützen und Hüte in die Luft warf,“ und daß sie dem Wagen des Großfürsten nachließ und beständigen Nachruf ertönen ließ. Mit diesem Empfange in der Vorstadt contrastirte jedoch die Haltung der Stadt selbst. „Es klingt vielleicht ungläublich,“ sagt der Correspondent der Schlesiſchen Zeitung „ist aber nicht weniger wahr, daß ganze Gruppen von Personen es nicht für nöthig hielten, auch nur ihre Kopfbedeckung beim Vorüberfahren des Großfürsten abzunehmen.“ Natürlich, der Bahnhofjubiläum war veranstaltet, und in der Stadt selbst wagte man derlei Veranstaltungen nicht. Der Correspondent der Schlesiſchen Zeitung fand auch den Großfürsten „äußerst angegriffen und blaß aussehend.“ Die Großfürstin, welche mit ihrem Gemal angekommen war, befindet sich in sehr vorgeschrittenen geeigneten Umständen, und man erwartet für den 3. die Ankunft der fünf Kinder des Großfürsten, woraus Correspondent den Schluß zieht, daß der Großfürst sich zu dauerndem Aufenthalte in Warschau einrichtet. Indessen haben es die Warschauer Jünfte bereits abgelehnt, zum officiellen Empfang eine Deputation ins Schloß zu schicken. Der vorgestrichene Nihilismus dürfte auf die ursprünglichen Dispositionen nicht ohne Einfluß bleiben.

[Die Anerkennung Italiens von Seite Rußlands.] Unseres Wissens sagt die „Donau-Zeitung,“ ist zwar bis zur neuesten Zeit weder dem russischen Bevollmächtigten am kaiserlich-österreichischen Hofe die officielle Anzeige von der beabsichtigten Anerkennung zugegangen, noch ist der noch gegenwärtig bei dem König Franz II. von Neapel beglaubigte russische Gesandte abgerufen worden; aber wir haben gleichwohl Grund zu glauben, daß die Zögerung nur eine zufällige und die Anerkennung eine beschlossene Sache ist.

Es scheint, sagt die „Donau-Zeitung,“ daß bei dem Schritte, den Rußland gegenwärtig unternimmt, nicht sowohl große, weittragende politische Erwägungen, als vielmehr Fragen untergeordneter Natur den Ausschlag gegeben haben. Man kann sich bei reichlicher Würdigung aller Verhältnisse der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Vortheile, die hier und da von dem Acte der Anerkennung für Rußland in Aussicht genommen werden, größtentheils auf nicht zutreffenden Voraussetzungen beruhen. Es scheint dagegen, daß die großen und dauernden Schwierigkeiten, die sich Rußland durch die Anerkennung des Königreiches Italien bereitet, dem Scharfsinne der russischen Staatsmänner entgangen oder von ihnen unterschätzt worden sind. Das Cabinet von St. Petersburg verläßt mit diesem Schritt eine traditionelle Politik, um neue ihm nicht geläufige Wege zu beschreiten, von welchen es mindestens zweifelhaft ist, ob sie, gleich den altbewährten Wegen, zur Macht und Größe des Landes, zur Wahrung des europäischen Gleichgewichtes und zur Befestigung des Völkerrechtes führen. Die Präcedentien, die damit geschaffen werden, können möglicher Weise über kurz oder lang eine für das russische Reich wenig erwünschte Rückwirkung ausüben.

Der Werth der Gegenstände, die man in Rußland hoffen mag, entzieht sich einer sichern Berechnung, und wird durch Rücksichten anderer Art reichlich aufgewogen. Daß solche Rücksichten den Erwägungen der Staatsmänner an der Newa sich nicht entzogen haben, beweist der Umstand, daß die russische Regierung sich erst jetzt und nach langem Zuharren zu dem in Rede stehenden diplomatischen Acte entschlossen hat. Wir unsrerseits vermögen weder in der politischen Lage Italiens, noch in den europäischen Weltverhältnissen, noch in den Interessen Rußlands ausschlaggebende Veränderungen zu erblicken, durch welche der gegenwärtige Beschluß des St. Petersburger Cabinets ausreichend gerechtfertigt würde.

Die äußere Politik der Staaten kann nur von dem richtigen, umfassenden Verständniß ihrer wahren Interessen geleitet werden; stützt sie sich auf zufällige und wandelbare Sympathien oder Antipathien, so ist sie in Gefahr, Mißgriffe zu begehen. Rußland hat unter allen europäischen Staaten das meiste Interesse an der Aufrechterhaltung der Verträge von 1815, ihm haben diese Verträge den meisten Vortheil gebracht; es besitzt kraft derselben Polen und Finnland. Rußland hat daher den meisten Grund, an einer weiteren Abschwächung und Lockerung dieser Verträge, für die ihm kein entsprechendes Aequivalent geboten wird und keines geboten werden kann, nicht activen Antheil zu nehmen.

[Garibaldi in Palermo]. In der Volkrede zu Palermo beschränkte Garibaldi sich nicht auf Schmähungen gegen die „Priester des Teufels,“ sondern griff auch den Herrn seines Herrn direct an. „Der Krebsknoten unserer Sache, sagte er nach einer Correspondenz der „Tr. Ztg.“, kommt von Außen, von Frankreich.“ „Nicht etwa, daß das französische Volk unser Widersacher wäre, nein! der französische Herrscher, Napoleon, der Despot aller Despoten ist es, welcher

die Sache unserer Einigung aus eigensüchtigen persönlichen Rücksichten hindert.“ . . . „Glaubt mir,“ fügte er nach dem „Corr. sicil.“ diesem Ausfall bei, „zwei Männer können euch nicht täuschen, ich und B. Emanuel.“ Dann sprach er von Rom und Venedig, in deren Besitz man bald gelangen müsse.

Die italienischen Blätter dementiren ganz entschieden, daß Garibaldi die Absicht habe, sich von Sicilien nach Montenegro oder Serbien zu begeben. Im Neapolitanischen wüthet das Brigantenthum wieder sehr heftig und die Stimmung in ganz Italien wird selbst von der „Köln. Ztg.“ als eine „düstere und drohende“ bezeichnet.

Zur siebenbürgischen Eisenbahnfrage.

In einer (am 5. Juli) stattgefundenen, mehr denn halbstündigen Audienz hatten die Herren Carl Maager, Mitglied des verstärkten Reichsrathes und Präsident der Kronstädter Handels- und Gewerbeskammer, und Alfred Reischer, Verkehrs-Director der k. k. priv. südl. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, die Ehre, dem Kaiser ein die Interessen der Großwarden-Klausenburg-Kronstädter Linie bevormundendes Majestätsgeſuch zu überreichen. Die genannten Herren, welche von der Kronstädter Handelskammer und dem Kronstädter, Reiser, Fogarascher, Mediacher, Haromszeker und Esiker Kreise mit dieser Mission betraut worden sind, erhielten von Seiner Majestät die Versicherung: „daß die siebenbürgische Bahnfrage gerade im Augenblicke zum Gegenstande der eingehendsten Erörterungen von Seite der Ministerien gemacht werde und daß daher in Kürze der Erledigung dieser die siebenbürgischen Interessen so sehr beschäftigenden Bahnfrage entgegen gesehen werden könne.“ (Botschafter).

Deak's Theorie von den 1848-er Gesetzen.

„In unserer reflexionsreichen und raisonnirenden Zeit muß es Einer noch nicht weit gebracht haben, der nicht für Alles, auch das Verfehrteste und Schlechteste einen guten Grund anzubringen weiß.“

An diesen Ausspruch eines großen deutschen Denkers werden wir unwillkürlich erinnert, wenn wir dessen gedenken, was im vorigen Jahre im ungarischen Landtage gesagt wurde und seither in magyarschen Blättern so oft nachgeplagt wird.

In einer Sitzung des Pester Landtages im März 1861 hat Deak es klar und deutlich ausgesprochen, was die Ungarn wollen. Die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Landes, sagte Deak, so wie die constitutionelle Freiheit, ist die Grundbedingung unserer nationalen Existenz, welche wir um keinen Preis, unter keinem Drucke aufopfern werden. Ladislaus v. Szalay fügte dann weiter, den Zweck der magyarschen Bestrebungen noch schärfer bezeichnend, bei: „Der magyarsche Stamm wurde von der Vorsehung berufen, auf diesem heiligen ungarischen Boden einen Staat zu gründen und dieser Staat wird auch ferner, welche große Gefahren sich auch immer aufstürmen werden, ein ungarischer Staat bleiben, wenn wir uns selbst treu bleiben.“

Das also ist's, was die Deakisten wollen: einen selbstständigen und unabhängigen Staat, dessen Elemente das Territorium von Ungarn, Croatien, Slavonien und Siebenbürgen mit einer Bevölkerung von 12 Millionen Bewohnern sind, worunter nur ungefähr 5 Millionen Magyaren sich befinden.

Es wird Niemandem befremden, daß es einem so gewandten Juristen, wie Deak es ist, nicht schwer fallen konnte, für dieses sein Begehren einen guten Grund anzugeben, obſchon es nichts Verfehrteres und Schlechteres geben kann, als die in demselben enthaltene Zumuthung, daß Oesterreich aufhören möge, ein Staat zu sein, und einen Selbstmord an sich begehe, indem es sich im Wege der bloßen Personalunion zerstückelte.

Die 1848-er Geſetze, so raisonnirt Deak und Jedermann kann dies in der zweiten Adresse des ungarischen Landtages vom 10. August 1861 lesen, wurden durch die Stimme der Gewalt suspendirt. Diese Geſetze hat die verfassungsmäßige gesetzgebende Gewalt — der vereinte Wille des Fürsten und der Nation — zu Stande gebracht, sie sind daher in so lange bindend, bis sie nicht durch den vereinten Willen des Fürsten und der Nation wieder modificirt und aufgehoben werden.

So unansehnlich dieses juristische Postulat beim ersten Blicke zu sein scheint, so ist es doch nichts anders, als ein Hirngespinnst, eine Speculation ohne alle und jede juristische Grundlage.

Viejenigen, welche sich auf daselbe so viel zu Gute halten, könnten und sollten als Juristen denn doch die Macht nicht übersehen, welche thatsächliche Verhältnisse und Bedürfnisse auf Geſetz und Recht ausüben.

Bräutigam und Braut schloßen vor dem Altar den geheiligten Grundvertrag des Familienlebens als Gesetz für die ganze Dauer ihres Lebens. Die Macht der später eingetretenen Thatfachen, Verhältnisse und Bedürfnisse spottet des vereinbarten Gesetzes und was früher Recht war, wie oft hört es in Folge der Thatfachen, welche eine Trennung oder Scheidung der Ehe herbeiführen auf, dies zu sein.

Jemand hat nach aller Form Rechts das Eigenthumsrecht auf ein Haus erworben und schaltet und waltet über dasselbe. Das Haus, wird durch ein Erdbeben zerstört oder durch Feindeshand niedergebrannt. Wer magt es, nachher zu behaupten: daß die Stimme der Gewalt, wie sie Deak nennt, keine Umwandlung in dem Rechte dieses Eigenthümers hervorzubringen vermag. Kein Gesetz, kein Recht, welches es auch sei, vermag sich der Macht solcher Thatfachen zu entziehen, welche dasselbe mit unwiderrücklicher Macht zerstören.

Durch den Untergang der Sache ist das Eigenthumsrecht erloschen: Niemand zweifelt daran. Nur der Dualismus, der in Oesterreich durch die 1848-er Gesetze aufgebaut wurde, soll mächtiger sein als jede andere Macht, mächtiger als die Einheit des österreichischen Staates und diese zu Grunde richten.

Wohl haben die Anhänger der sogenannten Rechtscontinuität vollen Grund, den Mantel des Verschweigens über die Thatfache auszubreiten, daß der Debrecziner Convent es war, welcher mit eigener Hand die Brandfackel an das in aller Eile und Unseligkeit zusammengezimmerte Gebäude des Dualismus anlegte und damit dasselbe zerstörte. Dieses Verschweigen macht das, was geschehen ist, nicht ungeschehen und benimmt der zerstörenden Thatfache nicht ihre Kraft.

Der 1848-er Dualismus ist todt, Niemand kann Todte wieder zum Leben erwecken. Es lebe das einige untheilbare Kaiserthum Oesterreich, das einem Phoenix gleich aus der Asche des Dualismus vom Jahre 1848 hervorgegangen.

Wir sind keine Anhänger der Lehre von der Verwirrung. Die magyarische Nation kann als Nation kein Verbrechen begehen und daher nie zur Strafe der ihr zustehenden constitutionellen Rechte verlustig werden; aber den Wirkungen der Thatfachen, durch welche der Dualismus in Oesterreich zerstört wurde, vermag die Theorie Deak's Niemanden zu entziehen.

Da die Regierung durch das Octoberdiplom und Februarpatent dem constitutionellen Rechte für alle Völker des österreichischen Staates, die Magyaren mitinbegriffen freie Bahn geöffnet hat, können wir nicht auf Seite derjenigen Magyaren stehen, denen es mit ihrer Theorie von der Rechtsgültigkeit der 1848-er Gesetze nicht um das Recht, sondern um magyarische Herrschaft; nicht um den Staat, sondern um den Dualismus durch Gründung eines unabhängigen Magyarenreiches; nicht um das constitutionelle Recht, sondern um die rechtsverletzenden 1848-er Gesetze zu thun ist.

Die ganze Theorie und alle Gründe, die Deak vorgebracht hat, vermögen nicht den bitteren magyarischen Kern zu beseitigen, der in ihnen enthalten ist. Ginge die in diesem Kern enthaltene Saat auf, die Welt würde traun wieder die Erfahrung machen, daß die Magyaren auf Gottes weiter Erde keinen besseren Freund hatten, als Oesterreich, von dem sie sich losrissen und keinen ärgeren und gefährlicheren Feind, als sich selbst.

Anregungen.

Ein Dieb. (Fortsetzung).

Der Schließer hob die Laterne hoch und beleuchtete den Gefangenen von oben bis unten.

„So, so,“ brummte er, „sieht hübsch zerzaust aus, der junge Herr, Brüglei, he?“

„Ich habe keine Zeit zum Schwätzen,“ sagte der Wachtmeister barsch; machen Sie schnell!“

„Sind sie furchsiam, junger Herr?“ spöttelte der Andere weiter; „kommen auf den Thurm, werden wohl einige Nachteulen zur Gesellschaft haben. Ja, ja, Nachteulen mit und ohne Federn kommen genug zu mir.“

Seinen eigenen plumpen Witz belachend, schritt er den Flur entlang den Weiden voraus, öffnete eine weite Thür und trat auf den Hof, wo die dunklen Umriffe des Thurmes dicht vor ihnen aufstiegen. Eine schwache, hölzerne Treppe mit zerbrochenem Geländer führte in schneckenförmiger Windung zu dem Eingang, der in der halben Höhe des Thurmes angebracht war; der Wächter stieg voran, schloß ein hohes eisernes Gitter auf, hinter welchem eine feste eichene Thür den Zugang zu den einzelnen Zellen versperrte, rasselte noch einmal mit dem großen Schlüsselbunde und stieß die Thür auf.

„Treten Sie näher, mein Herr,“ wendete er sich zu dem Arrestanten, „und suchen Sie sich selbst Ihr Zimmer aus. Bequem sind meine Stuben all: und sind alle gleich warm, denn geheizt wird hier nicht.“

Er fuhr lachend mit der Laterne an einer Reihe kleiner, im Halbkreise liegender Zellen vorüber, deren Thüren weit offen standen, so daß man das Innere überblicken konnte; sie enthielten nichts als eine niedrige hölzerne Prißche mit einem grauen Strohsacke und einer großen wollenen Decke.

Schweigend betrat der Gefangene eine dieser Klauen, warf den Mantel ab und setzte sich auf die harte Prißche, den Kopf in die Hand stützend, um dem forschenden Blicke des Schließers auszuweichen.

„Haben einen feinen Ring da am Finger,“ begann dieser wieder, „es wäre doch schade, wenn Sie denselben beim Schlafen beschädigten, ich will ihn lieber aufheben.“

Er griff ohne Weiteres nach der Hand des Andern und wollte den Ring abstreifen, fuhr aber unwillkürlich zurück, als Warnow plötzlich aufsprang und dicht auf ihn zutrat.

„Wagen sie es!“ sprach er mit drohender Stimme.

Nur einen Augenblick hatte die Ueberraschung des Schließers gewährt, der in seinem langjährigen Dienste an ähnliche Scenen zu sehr gewöhnt war; mit kräftiger Faust und schnellem Griffe hatte er den jungen Mann bei der Brust gepackt und schleuderte ihn zurück, daß er wankend auf die Prißche taumelte.

„Pfeiff Du so, mein Vögelchen,“ lachte er höhniß, „dann werden wir Dir einen anderen Käfig geben, wo Dir die Flügel schon hängen werden. Jetzt aufgepaßt!“

Er trat auf den Gefangenen zu, als der Wachtmeister ihn zurückhielt und zu Otto sprach:

„Es ist Vorschrift, daß alle Werthsachen, als Geld, Uhr und Ringe, sowie Messer, abgegeben werden müssen. Wollen Sie mit demnach Alles einhändigen, was Sie besitzen.“

Der Befehl war bestimmt und jeder Widerstand doch nur fruchtlos; resignirt reichte der Arrestant die geforderten Gegenstände hin; nur bei dem Ringe zauderte er länger und folgte ihm mit trübem Blicke, als er in der Tasche des Beamten verschwand.

„So, hübsch artig, kleiner Sprudelkopf,“ sagte der Schließer, „dann geht alles in Ruhe und Frieden ab, nur nicht trogend und den großen Herrn spielen. Wollen Sie noch etwas zu essen haben, so steht Ihnen auch dies frei, natürlich für Ihr Geld.“

Otto schüttelte mit dem Kopfe.

„Wie Sie wollen, aber essen ist immer gut. Hier ist noch eine Extradecke und nun schlafen Sie wohl.“

Kradend warf er die Thür zu, legte die große Eisenstange mit dem gewaltigen Vorhängeschloße vor und entfernte sich; der Gefangene hörte noch die gewichtigen Tritte auf der fernen Treppe, und dann war er allein in dem finstern Thurm, in dem wachsenden Brausen des Sturmes.

In dem rothen Zimmer saß der Commerzienrath und sprach mit seiner Frau; er hielt ihre Hand, die eiskalt in der seinen ruhte, und erzählte von seiner Reise, von seinen Geschäften und von seiner Schnjucht nach Hause, nur selten von dem leichten Kopfschmerz oder den einseitigen Antworten seiner Frau unterbrochen. Hätte er aufmerksam in ihr Antlitz gesehen, so hätte er bemerkt, wie ihr Auge häufig zu der Uhr hinüberblickte und ihr Ohr nach der Thür lauschte, bis er seine Erzählung schloß und zärtlich ihre weiße Hand küßte.

„Warum hast Du nicht geschrieben, daß Du heut kommen würdest?“ fragte sie, wie aus einem Traume erwachend.

„Meine Zeit war zu kurz und ich wollte dich überraschen.“

„Du hast mich in der That überrascht.“

„Und hoffe es noch mehr zu thun.“

Er nahm ein Etui aus der Tasche, öffnete es und stellte es auf den Tisch; es war ein Collier von hohem Werthe mit kostbaren Brillanten, welche in dem hellen Lampenlichte in allen Farben blitzten und funkelten.

Sie nahm es gleichgiltig in die Hand, betrachtete es und legte es mit kurzem Danke wieder hin.

„Was bedeutete vorhin das Geräusch im Hause?“ fragte sie zerkent.

„Die Leute werden meine Koffer hinauf getragen haben.“

„Nein, es war ein lautes Rufen und Lärmen, es schien Jemand die Treppe hinabzustürzen, ich hörte auch Deine Stimme.“

„Es wird einer von den Commis gewesen sein; die jungen Leute sind immer so eilig und ungeschickt.“

„Nein, nein, es klang anders; ist ein Unglück geschehen?“

Der Commerzienrath zauderte eine Weile, ehe er antwortete.

„Ein Unglück nicht,“ sagte er, „aber eine Verdrießlichkeit. Ich

wollte Dir die Mittheilung heute gern ersparen, aber da Du es zum Theil schon gehört hast und morgen doch erfahren wirst, so kann ich es auch gleich erwähnen. Es war ein Diebstahl versucht und der Dieb wurde ergriffen, das war der Grund des Lärms."

"Ein Diebstahl? Im Magazin?"

"In meinem Arbeitszimmer. Der Dieb hatte mich wohl noch abwesend geglaubt und die Thür mit einem Nachschlüssel geöffnet."

Sie sah ihn starr an und wiederholte mechanisch:

"In Deinem Arbeitszimmer?"

"Ja wohl, und wie leicht hätte der Mensch auch hier in das Zimmer dringen und Dich berauben können; man kann dieser Art Alles zutrauen."

"Er ist ergriffen?" fragte sie wieder in sonderbar klanglosem Tone.

"Allerdings. Es war ein ganz anständiger Mensch, ein Schreiber, Namens Baranow."

Marmorbleich, mit weit offenen Augen, erhob sich die Frau langsam vom Stuhle; sie beugte sich über den Tisch gegen ihren Mann und öffnete den Mund zur Rede, aber wortlos bewegten sich ihre Lippen, kein Ton entquoll der mühsam athmenden Brust und mit dumpfem Röcheln fiel sie regungslos zu Boden.

Entsetzt war Oberhard aufgesprungen, sie im Falle zu schützen; er kniete neben ihr auf dem Teppich, hatte ihr Haupt in seinen Schooß gelegt und neigte ihre Schläfe mit Wasser, aber das Auge blieb todt und starr, die Hand fiel schlaff zurück und der Herzschlag war erloschen.

Kopfschüttelnd stand der Arzt neben der Kranken, die in geisterhafter Blässe mit geschlossenen Augen in den Seidenkissen ihres Himmelbettes ruhte; er hielt den vollen weißen Arm nach vollbrachtem Aderlaß in seiner Hand und sah dem leisen Tröpfeln ihres Blutes zu, bis die Tropfen härter und härter hervordrang und im schwachen Bogen aufspritzten.

Sie schlug das dunkle Auge auf und ihre Lippen bewegten sich mühsam. Der Arzt beugte sich nieder.

"Kein Dieb!" hauchte sie leise und sank in Ohnmacht zurück. — (Fortsetzung folgt.)

Deutsches Culturleben in Ungarn.

II.

Es ist eine ausgemachte Sache und auch in diesen Blättern schon hervorgehoben worden, daß die Magyaren ihre politische Existenz der Klugheit verdanken, von welcher geleitet ihr erster König deutsche Staatsseinrichtungen adoptirte und zu deren Durchführung deutsche Kräfte warb. Damals schon trat das deutsche Element die Mission an, die Magyaren für europäische Civilisation zu gewinnen und dadurch ihnen Gelegenheit zur Verwerthung ihrer reichen Naturanlagen im Dienste höherer Cultur zu bieten. Dem Blute, welches tapfere deutsche Recken, Wenzelin von Wasserburg (der Ahnherr der gräflichen Familie Sztaray) an der Spitze, für die Befestigung des Christenthums und der Königsgewalt in Ungarn vergossen, entsproß die Gesamtheit dessen, was Ungarn an geistigen Gütern besitzt. Und so oft in der Folge noch eine Reaction gegen die neue Ordnung der Dinge sich erhob, konnten die dem Fortschritte huldigenden Fürsten und Parteiführer Ungarns auf deutsche Beihilfe rechnen. Es gilt Dies nicht nur von den benachbarten Oesterreichern, die in solchen Fällen willig dem Aufgebote ihrer Herzoge folgten, sondern auch von den in der Zwischenzeit (seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts nämlich) in Ungarn selbst sesshaft gewordenen Deutschen. Als z. B. der culturfreundliche König Carl Robert von Anjou Gefahr lief, von den Anhängern des reactionären Palatins Omode verdrängt zu werden, schlugen sich sowohl die eigentlichen Zipser Sachsen, als auch die Kaschauer Bürger auf seine Seite und während Letztere den genannten Palatin unschädlich machten, halfen Erstere dem König in der Schlacht bei Rozgony (unweit Kaschau) am 15. Juni 1312 den Verbündeten Omode's: den Mathias von Treuschin besiegen. Von diesem Tage an durften die deutschen Colonisten Ungarns dieselbe Devise für sich in Anspruch nehmen, welche das Siegel der siebenbürgischen Sachsen-Gemeinschaft trägt und die da lautet: „Ad retinendam Coronam.“

Bis in's 17. Jahrhundert herauf, wo Excesse der übel gepflegten und oft absichtlich im Stiche gelassenen kaiserlichen Armeen den Blick in die Zukunft trübten und leidenschaftliche Erregtheit an

die Stelle der ruhigen Ueberlegung trat, finden wir besagte Colonisten fast bei allen Thronstreitigkeiten auf Seite derjenigen, welche dem Lande die meiste Bürgschaft für eine ruhige Fortentwicklung boten. Auswärtige deutsche Truppen (Brandenburger, Sachsen, Mecklenburger, Hannoveraner, Badenser und Bayern, vor Allen aber im Solde Oesterreichs stehende Heere) haben dann die Türken wieder aus Ungarn verdrängt, nachdem diese, durch der älteren Magyaren Unschlüssigkeit und Hinneigung zu tartarischem Wesen begünstigt, über hundert Jahre lang zwei Drittheile des Landes beherrscht hatten. Allerdings hausten die Türken in Ungarn nicht so arg, als man sich die Sache insgemein vorstellt. Sie duldeten an mehreren Orten christlichen Gottesdienst, steuerten der wechselseitigen Verfeinerung der verschiedenen Religions-Parteien, wachten (wenn auch mit barbarischer Strenge) über der einmal bestehenden Rechtsordnung, schützten mehrfältig die leib eigenen Bauern vor der grausamen Willkür ihrer Gebieter etc. Darum aber blieb doch des Landes Cultur unter der Türkenherrschaft weit zurück oder es wurde vielmehr dessen Entwicklungstrieb in eine falsche, von der echten Civilisation des Westens ablenkende Bahn gedrängt und so die Verschmelzung mit dieser hiedurch um Jahrhunderte verzögert; ganz abgesehen davon, daß die fortwährenden Kämpfe das Land auf fürchterliche Weise verwüsteten, somit demselben auch die Mittel raubten, nach Befestigung der Kriegsgefahr das Verfallene desto rascher einzuholen. Die seiner Zeit hochgerühmte und vielbesungene Vertreibung der Türken aus Ungarn ist somit unstrittig ein Verdienst der Deutschen und zwar ein um so größeres, je mehr Opfer an Menschenleben und Volksvermögen sie gekostet hat. Die Geschlechtsstämme der Auersperger, der Herbersteine und vieler anderer Adelsfamilien wissen von Ersteren zu erzählen. Selbst deutsche Fürstenthäuser stellten ihr Contingent zu den Streitern, welche im Kampfe für Ungarns Befreiung vom Türken- und Rebellen-Joch fielen. Das einzige Haus Holstein verlor da drei seiner Glieder. Zwei Herzoge dieses Namens blieben nämlich im Jahre 1596 bei der Erstürmung Erlaus durch die Türken. Das Grabmal des Einen derselben befindet sich in der katholischen St. Jacobskirche zu Leutschau. Ein dritter Herzog dieses Namens (Ernst Kasimir von Schleswig-Holstein, Erbherz zu Oldenburg und Delmenhorst; gestorben am 5. Februar 1695) liegt zu Gletnek im Gömörer Comitate begraben. Gestattete der Raum dieser Blätter, so ließen sich diese Beispiele ohne vieles Nachsinnen noch um 15 bis 20 vermehren. Was aber die Kriegskosten anbelangt, so trugen die deutsch-böhmischen Erblande bloß von 1683 bis 1740 nach einer von Grelmann im II. Bande seiner „Statistischen Aufklärungen“ gelieferten Zusammenstellung 486 Millionen Gulden (davon 256.000.753 fl. laut Ausweis der Central-Kriegscassa in Wien baar) zu den für und wegen Ungarn geführten Kriegen bei.

Während nun solcher Gestalt auswärtige Deutsche Alles aufboten, um Ungarn wieder der abendländischen Cultur zugänglich zu machen, freuten sich die deutschen Inländer der Früchte dieser Anstrengungen und verstanden sie es, daraus Nutzen zu ziehen.

Wir wollen hier nicht auf die Anfänge deutscher Culturbestrebungen in Ungarn zurückgehen; wir versparen uns auch, aus dem Zeitalter der Reformation für unsere Behauptungen Belege beizubringen, obgleich gerade diese Periode an solchen reicher, wie jede andere ist. Wir wollen nur minder Bekanntes und in Ungarn selbst längst Vergessenes hier hervorheben, um zu beweisen, wie gegründet die Voraussetzung ist, daß die lebende Generation der Deutsch-Ungarn warm für ihre Nationalität zu fühlen anfangen mußte, vergegenwärtigte sie sich der Borelteru Sinnen und Trachten. Es ist ein kleiner Zeitraum, dem wir unsere Daten entlehnen, nämlich: die Mitte des 17. Jahrhunderts. Je kleiner aber der Durchmesser des Objectivs ist, mit dem wir uns die älteren Zustände der Deutschen in Ungarn beschauen, desto klarer kann das gewählte Bild vor das Auge treten.

(Schluß folgt.)

Telegraphische Effecten- und Wechsel-Course.

Schlusscourse vom 8. Juli 1862.

| Effecten. | | Wechsel. | |
|-------------------------------|--------|-------------------|--------|
| 5% Metalliques | 71 25 | Silber | 125 50 |
| 5% National-Anlehen | 82 35 | London | 127 75 |
| Banfactien | 813 | | |
| Credittactien | 216 10 | Ducaten | 6 10 |

Expedition:
F. A. A. Krabs.

Hermannstadt.
Verantwortlicher Redacteur,
Eigentümer und Verleger:
Heinrich Schmidt.

Schnellpressendruck
v. Cloßius'sche Buchdruckerei.